

**„Wir sind es doch nicht, die da die Kirche erhalten könnten.
Unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen.
Unsere Nachkommen werden´s auch nicht sein:
sondern, der ist´s gewesen, ist´s noch und wird´s sein, der da sagt:
´Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt´(Mt 28,20)“.**

Martin Luther

Bericht zur Lage in Kirche und Gesellschaft
für die 3. Tagung der Zwölften Kirchensynode
der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau

(gemäß Art. 47 Abs. 1 Nr. 16 KO)

Frankfurt/Main, Mai 2017

von

Kirchenpräsident Dr. Dr. h. c. Volker Jung

Bericht zur Lage in Kirche und Gesellschaft für die 3. Tagung der
Zwölften Kirchensynode der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau.

1 Standortbestimmung

1.1 Gesellschaftliche Situation

1.2 Kirchliche Situation

1.2.1 Organisatorische Merkmale im Licht der Geschichte

1.2.2 Reformprozesse

1.2.3 Bewertungen

2 Reformationsjubiläum

2.1 In der Mitte der Gesellschaft angekommen

2.2 Erinnerungskultur als Eventkultur?

2.3 Reformation und Gesellschaft

2.4 „Gott neu entdecken“ – theologische Orientierung

3 Perspektiven

3.1 Kirche – grundsätzlich

3.2 Kirche – konkret

3.3 Ökumene und Religionen

3.4 Kirche in der Gesellschaft

Sehr geehrter Herr Präses, hohe Synode, liebe Schwestern und Brüder!

Es gehört zu den besonderen Aufgaben des Kirchenpräsidenten, der Synode in jedem Jahr einen Bericht zur Lage in Kirche und Gesellschaft vorzulegen. Das Jahr 2017 ist kirchlich ein besonderes Jahr. Wir feiern das 500. Reformationsjubiläum, und zwar in Kirche und Gesellschaft. Ich habe in diesem Jahr den Bericht etwas grundsätzlicher angelegt. Zunächst trage ich Ihnen eine Art Standortbestimmung vor, in der ich versuche, unsere Situation in Gesellschaft und Kirche zu skizzieren. Dann gehe ich auf das Reformationsjubiläum ein – auf die Art, wie wir es feiern, und auf die theologischen Grundimpulse der Reformation. Diese halte ich nach wie vor für wegweisend, so dass ich die Perspektiven, die ich im dritten Teil aufzeige, daran anschließe.

1 Standortbestimmung

1.1 Gesellschaftliche Situation

Wir sind Evangelische Kirche in einer säkularen, pluralistischen und demokratischen Gesellschaft. Das Wirtschaftssystem dieser Gesellschaft ist die soziale Marktwirtschaft. Bei immer möglicher und nötiger Kritik lässt sich sagen: Die Demokratie ist eine „geglückte Demokratie“ (E. Wolfrum)¹, die soziale Marktwirtschaft ist erfolgreich. Nach dem Wahnsinn der nationalsozialistischen Herrschaft und dem fürchterlichen 2. Weltkrieg hat nicht zuletzt die europäische Integration eine bislang 72-jährige Friedenszeit gebracht. Auch wenn es nicht gelungen ist, Armut völlig zu beseitigen, leben viele Menschen im Wohlstand. Trotz eines insgesamt positiven Bildes ist Deutschland – wie gerade eine Fernsehdokumentation getitelt hat – eine „nervöse Republik“. Manches bisher Stabile steht infrage. Die Zukunft der Europäischen Union ist ungewiss. Nationalstaatliche Orientierungen gewinnen in Teilen der Bevölkerung größere Bedeutung. Demokratie erscheint im europäischen und außereuropäischen Kontext nicht überall so gefestigt, dass sie nicht durch autokratische Kräfte angetastet werden könnte. Unsicher bleibt, wie weit die ökonomische Stabilität reicht und ob sich soziale Ungleichheit nicht verschärfen wird. Zu den großen Prozessen, die Nervosität erzeugt haben und erzeugen, gehören die Globalisierung, weltweite Migrationsbewegungen und auch die Digitalisierung. Krieg und Gewalt sind keine fernen Ereignisse, sondern durch Terrorgefahr präsent. Wir erleben dabei ein neues Ringen um gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Um diesen Zusammenhalt ringt eine moderne, genauer gesagt spätmoderne Gesellschaft. Das ist eine Gesellschaft, die nach integrierenden Kräften sucht. Religion ist nicht die integrierende Kraft, wie sie es in vormodernen Gesellschaften war. Zu den Merkmalen einer spätmodernen Gesellschaft gehört, dass die gesellschaftlichen Bereiche jeweils eigener Logik folgen. Die Soziologie nennt dies funktionale Differenzierung. Weitere Merkmale sind Pluralisierung, Individualisierung und Deinstitutiona-

¹ Edgar Wolfrum, Die geglückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, 2. Aufl., Stuttgart 2006.

lisierung. Pluralisierung meint eine zunehmende Vielfalt von Zugehörigkeiten, Identitäten und Lebensstilen. Individualisierung bedeutet, dass Menschen viel mehr als früher Gestalterinnen und Gestalter ihres Lebens sind. Damit geht einher, dass Institutionen in ihrer jeweiligen Autorität kritisch befragt oder gar abgelehnt werden.

Pluralisierung, funktionale Differenzierung, Individualisierung und Deinstitutionalisierung als Merkmale und Trends betreffen auch die Kirchen. So ist zum Beispiel die Kirchenmitgliedschaft keineswegs orientierend für die funktionale Logik anderer Lebensbereiche. Individualisierung heißt, dass das Verhältnis zur Kirche sehr individuell gestaltet und gelebt wird – auch in unterschiedlichen Stufen der Zugehörigkeit und vielfältigen Gestaltungsformen (Stichwort: Patchworkreligiosität). Deinstitutionalisierung bedeutet, dass Kirche als Institution eher kritisch gesehen wird. Für viele ist Glauben auch ohne Institution vorstellbar.

1.2 Kirchliche Situation

1.2.1 Organisatorische Merkmale im Licht der Geschichte

Kirchliches Leben ist für die meisten Kirchenmitglieder das kirchliche Leben vor Ort. Die Organisation der Kirche in Dekanat, Propstei, Gesamtkirche, EKD, der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa oder im weltweiten Ökumenischen Rat der Kirchen spielt für viele Kirchenmitglieder nur eine begrenzte Rolle. Gesamtgesellschaftlich wahrgenommen werden aber medial vermittelte Ereignisse und Positionen etwa des Ratsvorsitzenden. Nur begrenzt nimmt die breite Öffentlichkeit die kirchlichen Kontakte zur Politik und zu anderen gesellschaftlichen Gruppen wahr. Oder auch kirchliche Arbeit wie etwa in der Gefängnis- und Polizeiseelsorge oder in den Kirchlichen Schulämtern und der Ehrenamtsakademie. Ich nenne diese Arbeitsfelder exemplarisch, weil Ihnen dazu Visitationsberichte vorliegen.

Um zu verstehen, wie die evangelische Kirche heute organisiert ist und um aktuelle Debatten einordnen zu können, ist die Erinnerung an ein paar historische Bezüge nützlich. So gehen die Gebietsgrenzen auf Territorialstrukturen zurück, die in ihren Ursprüngen vielfach im landesherrlichen Kirchenregiment der Reformationszeit begründet sind, aber auch spätere Entwicklungen abbilden. Organisatorisch hat sich kirchliche Administration aus staatlichen Behörden heraus entwickelt. So haben wir als Kirche staatsanaloge Strukturen – bis hin zur Orientierung am Berufsbeamtentum. Die synodalen Entscheidungsstrukturen, wie wir sie heute kennen und praktizieren, haben sich – mit einer besonderen Vorgeschichte vor allem in der reformierten Tradition – seit dem 19. Jahrhundert entwickelt, auch in Analogie zu staatlichen Entwicklungen. Im 19. Jahrhundert wurden im Übrigen auch die Weichen für das Verhältnis von Kirche und Diakonie gestellt, das auch unsere Gegenwart prägt. Das Miteinander und Nebeneinander von Diakonie und Kirche geht auf den Ursprung der Diakonie in freien Werken und Verbänden zurück. Die Weiterentwicklung der Gesellschaft – auch hier noch einmal das Stichwort 'funktionale Differenzierung' – hat zudem zu einer Professionalisierung diakonischer Arbeit geführt.

1.2.2 Reformprozesse

Prägend für viele unserer gegenwärtigen Fragen ist folgende Entwicklung: In den 1970er Jahren wurden deutliche gesellschaftliche Veränderungen spürbar. Auf erste große Austrittswellen Ende der 60er Jahre reagierte die evangelische Kirche unter anderem, indem sie das Verhältnis der Kirchenmitglieder zu ihrer Kirche erforschte – übrigens damals maßgeblich von der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) mit angestoßen. Die erste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung wurde 1972 veröffentlicht. Auf die hier bereits erkennbaren, oben skizzierten gesellschaftlichen Trends wurde nach und nach mit Reformen geantwortet. Für die EKHN war dabei eine Perspektivkommission wichtig, deren Ergebnisse unter dem Titel "Person und Institution. Volkskirche auf dem Weg in die Zukunft" 1992 veröffentlicht wurden. Wer heute diesen Text liest, wird darin vieles entdecken, was in den folgenden Jahrzehnten bei Reform- und Prioritätenklärungsprozessen eine Rolle gespielt hat. Ich möchte nicht ins Detail gehen, will aber kurz die großen Linien nachzeichnen.

Auf die Ausdifferenzierung der Gesellschaft wurde mit einer Ausdifferenzierung des kirchlichen Angebotes reagiert. Funktionale Dienste wurden erweitert. Die Zahl der Gemeindepfarrstellen wurde dabei übrigens nicht verringert, sondern ebenfalls ausgebaut. In den 60er Jahren war eine Pfarrstelle für 2.400 Gemeindeglieder zuständig, in den 80er Jahren für 2.000 Gemeindeglieder. Seit den 90er Jahren sind es 1.600 bis 1.700 Gemeindeglieder. Dieses Verhältnis von Gemeindegliedern zu Gemeindepfarrstelle ist bis heute konstant. Das war möglich aufgrund einer guten finanziellen Entwicklung. Außerdem war mit den geburtenstarken Jahrgängen auch die Zahl der Theologiestudierenden gestiegen. Zugleich wurde an der Verbesserung von Organisationsstrukturen gearbeitet. Dabei haben sich Landeskirchen auch an Prinzipien der unternehmerischen Organisationsentwicklung orientiert. Ab der zweiten Hälfte der 90er Jahre wurden Strukturdebatten zunehmend auch zu Spardebatten. Kontinuierlich sinkende Mitgliederzahlen – aufgrund von Austritten, vor allem aber demografisch bedingt – führten zu weiteren Prozessen der Umgestaltung.

Der Rat der EKD unter dem Vorsitz von Wolfgang Huber hat 2006 mit dem Impulspapier „Kirche der Freiheit“ einen Reformprozess angestoßen, der für viele Diskussionen gesorgt hat. Eine Analyse aus Sicht der EKHN würde zeigen, dass vieles, was in diesem Papier angeregt wurde, in der EKHN längst Thema war und in den Fragen der Kirchenentwicklung seit den 90er Jahren bereits bearbeitet wurde. Dazu gehören die Fragen der Gemeindeentwicklung, das Berufsbild der Pfarrerinnen und Pfarrer, die Entwicklung und das Zusammenspiel aller kirchlichen Berufe, die sogenannte Mittlere Ebene (Dekanate), Kooperationen oder auch Fusionen von Landeskirchen. Von vielen als schwierig – und meines Erachtens auch zu Recht kritisiert – wurde das von dem EKD-Papier propagierte Leitbild „Wachsen gegen den Trend“, das im Grunde genommen den Bogen unternehmensorganisatorischer Logik überspannt hat. Ausgesprochen wirksam war allerdings, dass mit diesem Text auch eine zehnjährige Vorbereitung auf das Reformationsjubiläum 2017 in den Blick genommen wurde. Die Reformationsdekade mit ihren Themensetzungen ist vielfach aufgegriffen worden und hat inhaltlich kirchliche Arbeit geprägt.

1.2.3 Bewertungen

Die Kirchenentwicklung der letzten Jahrzehnte mit ihren Reformprozessen, die als Reaktion auf die Modernisierung der Gesellschaft zu verstehen sind, wird unterschiedlich bewertet. Erst vor kurzem hat Reinhard Bingener in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung dies als eine fundamentale Fehlentwicklung der evangelischen Kirche dargestellt, die ihre Gemeinden aus dem Blick verloren habe.² Als Gründe dafür hat er unter anderem eine prinzipielle Reformunfähigkeit der evangelischen Kirche benannt, die sehr selbstreferentielle Strukturen und ein synodales Funktionärswesen entwickelt habe, das dazu neige, eigene Interessen und Arbeitsfelder zu pflegen. Der Artikel gehört in die Gattung des Meinungsjournalismus. Aus Sicht der EKHN sieht manches anders aus. Der Beitrag verquickt zum Beispiel auf unzulässige Weise, was in den Synoden der einzelnen Landeskirchen und was auf Ebene der EKD entschieden wird. Auch wird suggeriert, dass mangelnde Transparenz bestehe, weil Prüfungsberichte der Rechnungsprüfungsämter nicht zugänglich seien. Das trifft für die EKHN nicht zu. Auf die Grundfrage des Artikels, wo die Kirchensteuer hinfließt, wurde in der Vergangenheit häufig in den öffentlichen Haushaltsberatungen darauf hingewiesen, dass ca. 70 % des Haushaltsvolumens der Arbeit in den Gemeinden und Dekanaten zuzurechnen ist. Auch im öffentlich zugänglichen Jahresbericht 2015/16 der EKHN findet sich eine mindestens so aufschlussreiche Aufstellung hierzu. Und wie der Einsatz der Mittel erfolgt, gründet nicht in einsamen Entscheidungen von Funktionärinnen und Funktionären der Kirchenleitung, sondern steht in jedem Jahr mit dem Haushalt neu in einer Synode zur Disposition, die zur großen Mehrheit aus Vertreterinnen und Vertretern eben dieser Gemeinden und Dekanate besteht.

Diskussionswürdig bleibt natürlich die Grundfrage: Hat die evangelische Kirche auf die gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte angemessen reagiert? Hier gibt es zwei Grundpositionen, die im Übrigen immer in den Debatten präsent waren und auch sind. Eine Position sagt: Gemeinden, gemeint sind dann häufig nur die Parochial- also die Wohnortgemeinden, müssen stärker gemacht und besser ausgestattet werden. Hin und wieder wird diese Position von der These begleitet, dass alles „oberhalb“ der Gemeinde, beim Dekanat angefangen, letztlich entbehrlich ist, auf jeden Fall aber so schlank gestaltet werden sollte wie irgend möglich. Die andere Grundposition ist die: Es braucht in dieser vielfältigen Gesellschaft auch eine vielfältige kirchliche Präsenz, zu der konstitutiv Gemeinden gehören, die sich aber nicht auf die Ortsgemeinden beschränkt. Es braucht Vernetzung und Kooperation der Gemeinden, die organisiert werden muss, und es braucht funktionale Dienste, die Gemeinden unterstützen und entlasten und zugleich auch übergemeindliche Präsenz und Wahrnehmung sichern sowie inhaltliche Anknüpfungspunkte bieten. Theologisch steht hinter der ersten Position die Auffassung, dass Kirche im Wesentlichen oder ausschließlich Gemeinde vor Ort ist. Dann wäre die Kirche die Summe ihrer

² Reinhard Bingener, Wo bleibt die Kirchensteuer?, F.A.S. vom 26.03.2017, S. 2.

Gemeinden. In ihrer markantesten Ausprägung ist diese Position ein sogenannter Kongregationalismus. Ihm folgen in Deutschland insbesondere die Freikirchen.

Oder – das ist die theologische Grundierung der zweiten Position – Kirche ist mehr als die Summe der Gemeinden vor Ort. Die geglaubte Gemeinschaft des Leibes Christi verlangt eine organisatorische Gestalt über die Gemeinde hinaus. Die Kirchenordnung der EKHN geht diesen Weg. Sie denkt Kirche von den Gemeinden her, versteht Kirche aber zugleich als Solidargemeinschaft der Gemeinden, die Teil der weltweiten Christenheit ist.

Mit den beiden Grundpositionen sind oft unterschiedliche Bewertungen im Blick auf die gegenwärtige Situation verbunden. Die einen sagen: Kirche könnte besser dastehen, wenn sie sich mehr auf die Gemeinden und die Nähe zu den Menschen in den Gemeinden konzentrieren würde. Hier kann man sicher mit Ergebnissen der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung argumentieren, dass die persönliche Bekanntschaft mit der Pfarrerin, dem Pfarrer dazu beiträgt, die Kirchenmitgliedschaft zu stabilisieren. Und ich möchte schon jetzt darauf hinweisen, dass die Kirchenleitung mit ihrer Vorlage zur Pfarrstellenbemessung auch aus diesem Grund daran festhält, das Verhältnis von Gemeindegliedern zur Gemeindepfarrerin, zum Gemeindepfarrer mit 1.600 zu 1 bis 2024 stabil zu halten, eine Zahl, die sich EKD weit sehr gut sehen lassen kann.

Die zweite Position hält daran fest: Es braucht gesellschaftliche Präsenz der Kirche, die nicht auf die Gemeinde beschränkt ist. Empirisch lässt sich als Argument für diese Position anführen, dass Volkskirchen, die ihre gesellschaftliche Präsenz auf die Gemeinden reduziert haben, enorme Bedeutungsverluste erlitten haben und erleiden. Als Beispiel werden hier die Niederlande genannt, aber auch die Entwicklung in der Schweiz. Der Religionssoziologe Detlef Pollack betont immer wieder, dass die Kirchen in Deutschland angesichts der Wirksamkeit gesellschaftlicher Trends durchaus eine bemerkenswerte Stabilität haben. Er führt es auf die breite und vielfältige Präsenz der Kirchen in Deutschland zurück und auch auf die qualitative Öffnung und Weiterentwicklung kirchlicher Angebote.³

Ich werde auf die beiden Grundpositionen zurückkommen, wenn ich im dritten Teil über Perspektiven rede. Zuvor aber Punkt 2: „Reformationsjubiläum“.

2 Reformationsjubiläum

2.1 In der Mitte der Gesellschaft angekommen

Das Thema Reformation hat eine hohe Aufmerksamkeit, und zwar nicht nur im kirchlichen Kontext, sondern in der gesamten Gesellschaft. Das Thema ist in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Dazu hat sicher beigetragen, dass der Reformationstag

³ Vgl. hierzu etwa Detlef Pollack, Säkularisierung auf dem Vormarsch. Das Schrumpfen der Kirchen geht mit dem Rückgang persönlicher Religiosität einher, in: zeitzeichen 9 (2012): 14 – 16.

in diesem Jahr ein arbeitsfreier Feiertag sein wird. Aber auch vieles andere. Das Interesse an der neuen Lutherbibel ist außerordentlich groß. Die erste und die zweite Auflage mit 45.000 Exemplaren waren schnell vergriffen. Bisher sind bereits über 300.000 Bibeln verkauft. Den Film „Katharina Luther“, der am 22. Februar in der ARD ausgestrahlt wurde, sahen 7,28 Millionen Zuschauerinnen und Zuschauer. Er erreichte an diesem Abend einen Gesamtmarktanteil von 22,5 %. Das war die beste Einschaltquote auf diesem Programmplatz in den letzten fünf Jahren. Die Verlagsgruppe Rhein-Main hat vor zwei Wochen in ihre Zeitungen eine 32 Seiten starke Beilage über die Bedeutung der Reformation beigefügt – eine Million Exemplare. Die ARD stellt ihre traditionelle Themenwoche unter das Motto „Was glaubst Du?“ Der immer wieder belächelte und kritisierte Playmobil-Luther ist mit rund 750.000 verkauften Exemplaren die erfolgreichste Playmobil-Figur aller Zeiten. Mit einer Botschafterkampagne, für die sich prominente Persönlichkeiten zur Verfügung gestellt haben, gelingt es, auch in den sozialen Medien hohe Aufmerksamkeit zu erzielen. So hatte ein Video, in dem Jürgen Klopp darüber redet, was der Glaube für ihn bedeutet, eine große Reichweite. Aus dem Bereich der EKHN sind die Moderatorin Gundula Gause, die Schauspielerin Anke Sevenich, der Schauspieler Samuel Koch, der Moderator Frank Lehmann und der ESA-Chef Johann-Dietrich Wörner als Botschafterinnen und Botschafter tätig. Ich danke ihnen ausdrücklich für Ihr Engagement.

Sie stehen zugleich für viele Menschen in unseren Gemeinden, die sich zurzeit besonders mit dem Thema Reformation beschäftigen. Ich freue mich, dass viele die Anregungen und auch Angebote aufgegriffen haben und auf vielfältige, oft sehr kreative Weise „500 Jahre Reformation“ gestalten. Immer wieder geschieht dies auch in Kooperation mit den kommunalen Gemeinden. Ich habe im März in einem Gottesdienst in Berstadt in der Wetterau gepredigt, in dem das Reformationsjubiläum mit dem 1200-jährigen Ortsjubiläum verbunden wurde. Es war bemerkenswert, wie Ortsgemeinde und Kirchengemeinde hier miteinander gefeiert haben und dies auch wirklich generationsübergreifend getan haben. Wir haben leider keinen genauen Überblick, wie viele besondere Veranstaltungen in unseren Gemeinden, Dekanaten und Einrichtungen in diesem Jahr dem Reformationsjubiläum gewidmet sind. Die Zahl geht in die Tausende. Dieser Bericht ist eine gute Gelegenheit, dafür zu danken. Es ist großartig, wie das Thema Reformation in unserer Kirche gewürdigt und gestaltet wird. Dafür herzlichen Dank! Und es stehen ja noch viele Veranstaltungen an.

Nächste Woche wird in Romrod der „Lutherweg 1521“, der als Pilger- und Wanderweg von der Wartburg nach Worms führt, feierlich eröffnet. Der Reformations-Truck, der auf einem „Europäischen Stationenweg“ in 19 Ländern unterwegs ist und in 67 europäischen Städten Station macht, war im Dezember bereits in Worms und wird am 8. und 9. Mai in Herborn sein. Bei der „Weltausstellung Reformation“ in Wittenberg vom 20. Mai bis zum 10. September werden wir als EKHN mit der LichtKirche und dem Thema „Segen erleben“ vertreten sein. Ich gehe davon aus, dass sich viele Menschen aus unserer Kirche auf den Weg nach Wittenberg machen werden. Empfehlen kann ich dies auf jeden Fall. Der Gottesdienst zum Abschluss des Kirchentages ist zugleich ein Auftakt des Reformationssommers. Auf den Elbwiesen in

Wittenberg – so ist es geplant – werden etwa 200.000 Menschen Gottesdienst feiern. Es soll ein Höhepunkt dieses Jubiläumsjahres werden. Am 31. Oktober werden wir bewusst keinen zentralen Gottesdienst für die EKHN feiern. Wir setzen darauf, dass dies viele Gemeinden an diesem Tag tun. Ein zentraler Gottesdienst für Hessen, übertragen vom Hessischen Rundfunk, findet am Sonntag davor in Marburg statt. Für Rheinland-Pfalz ist ein solcher Fernsehgottesdienst aus Speyer geplant.

2.2 Erinnerungskultur als Eventkultur?

Allein die Aufzählung der vielen Aktivitäten provoziert natürlich die Frage: Ist das alles bloße Eventkultur? Wir wären schlechte Protestantinnen und Protestanten, wenn wir diese selbstkritische Frage nicht verinnerlicht hätten. Deshalb muss sie gestellt werden. Meine Antwort hierzu: Ja, natürlich. Vieles davon ist „Event“ – also Ereignis, Erlebnis. Vieles davon zielt darauf, Aufmerksamkeit zu gewinnen – zumal in einer Gesellschaft, in der die Medien eine so große Rolle spielen. Event, Inszenierung, gute und originelle Aktionen sind gefragt, um für ein Thema Aufmerksamkeit zu gewinnen, um es zu einem Erlebnis zu machen, an dem Menschen teilhaben wollen. Das gilt für die Aktivitäten vor Ort in den Gemeinden und Dekanaten und das gilt für gesamtkirchliche Aktivitäten. Die Kritik ist einfach. Der Festwagen auf dem Rosenmontagszug in Mainz oder die Bierdeckel unserer vorletzten Impulspostaktion lassen sich schnell kritisieren – zu weltlich, zu oberflächlich, zu teuer. Natürlich ist vieles auch Geschmacksfrage. Immer wieder beobachte ich allerdings, dass diejenigen, die solche Aktivitäten als zu wenig theologisch durchdrungen kritisieren, zugleich auch kritisieren, dass die Kirche viel zu wenig tut, um alle Milieus zu erreichen. Ganz so einfach ist es mit der Kritik der sogenannten Eventkultur nicht.

Die Reformation selbst hätte, so sagt es mittlerweile auch die Forschung, nicht diese Durchdringungskraft gehabt, wenn es nicht auch so etwas wie eine Medien- und Eventkultur gegeben hätte. Wichtig waren natürlich die Gottesdienste – damals sicher mehr als heute besondere öffentliche Ereignisse. Wichtig waren theologische Traktate. Wichtig für die öffentliche Aufmerksamkeit waren aber auch Lieder, Theaterstücke, Karikaturen und – nicht zu unterschätzen – solche damals herausragende öffentliche Ereignisse wie die Hochzeiten der Pfarrer. Auch öffentliche Diskussionen zählten dazu.

Im Gegenzug muss allerdings gesagt werden: Eine öffentlichkeitswirksame Inszenierung ist nötig, sie darf aber kein Selbstzweck sein. Es muss dabei um mehr gehen – es muss um die Sache gehen. Und was ist die Sache? Die Sache ist nicht eine Glorifizierung Luthers im Sinne einer theologisch nicht gewollten, aber dann doch praktisch vollzogenen protestantischen Heiligsprechung. Die Sache ist auch nicht die Feier der evangelischen Konfession in ihrer kirchlichen Verfasstheit. Wer das Anliegen der Reformation ernst nimmt, muss sich an dem orientieren, was die Männer und Frauen der Reformation selbst wollten. Sie wollten das Evangelium von Jesus Christus wieder in die Mitte rücken. Die Kirche wurde nicht deshalb reformiert, weil da einige Menschen meinten, dieses oder jenes müsste in der Organisation verbessert werden. Es ging darum, die Kirche so zu gestalten, dass durch sie und in ihr das

Evangelium zur Sprache gebracht und gelebt wird. Ich werde diese Gedanken gleich weiter ausführen.

Zuvor möchte ich aber – auch als jemand, der an den Vorüberlegungen und dann an der Vorbereitung des Reformationsjubiläums beteiligt war – kurz zu der Kritik Stellung nehmen, die zurzeit immer wieder zu hören ist. Ein Vorwurf lautet: Die EKD sagt nicht, was sie wirklich mit den Feierlichkeiten will. Sie inszeniert eben nur oberflächliche Eventkultur. Sie sagt nicht, was die reformatorische Botschaft heute den Menschen zu sagen hat. Der andere Vorwurf lautet: Was die EKD in ihren Texten zum Reformationsjubiläum sagt, wie sie die reformatorische Botschaft für heute übersetzt, nimmt den historischen Abstand nicht ernst. Damit werde Luther gleichsam weich gespült. Dann kommt noch dazu, dass die EKD eine ökumenische Annäherung sucht, die drauf und dran ist, das eigentlich Protestantische aufzugeben. Für diese Vorwürfe werden natürlich auch Argumente genannt, die im Einzelnen zu bedenken sind. Es ist aber auch schnell zu sehen, dass die Vorwürfe im Grunde genommen ein Dilemma aufzeigen. Wer inhaltliche Botschaften für heute formuliert, setzt sich immer dem Vorwurf aus, das Historische im eigenen Interesse zu vereinnahmen. Das ist in den Lutherjubiläen vergangener Jahrhunderte deutlich zu erkennen. Wer darauf verzichtet, sich zu positionieren, steht in der Tat in der Gefahr inhaltslose Events zu produzieren.

Dies wurde bei den Vorbereitungen sehr wohl reflektiert. In einem EKD-Papier wurde deshalb festgehalten: „2017 ist wohl das erste Mal in der Geschichte der Reformationsjubiläen, dass eine historisch diskursive, theologisch vielfältige und gesellschaftspolitisch offene und plurale Erinnerungskultur möglich erscheint.“ Dazu gehört, dass das Reformationsjubiläum nicht national, sondern international und nicht konfessionell verengt, sondern ökumenisch gefeiert werden sollte. Selbstverständlich ist auch dieser Ansatz, bedingt und geprägt von der eigenen Zeit. Niemand kann sich im eigenen Tun aus den eigenen Kontexten lösen. Vorsatz war aber, keine einseitige Pointierung vorzunehmen, um der Vielfalt der Erinnerung und auch der kritischen Auseinandersetzung mit der Reformation Raum zu geben.

Wer so feiert, setzt darauf, dass die Erinnerungskultur Raum schafft für eine produktive Auseinandersetzung, die Impulse und Bewegungen erkennt, die unser Leben, unsere Welt, unseren Glauben bis heute geprägt haben. Sie setzt aber auch darauf, dass der Abstand wahrgenommen wird und auch so die eigene Zeit besser verstanden wird. Sie setzt aber vor allem darauf, dass in der Erinnerung das präsent wird, was der Reformation selbst Kraft gab und Menschen bis heute Kraft gibt – nämlich das Evangelium. Oder anders gesagt: Sie setzt darauf, dass nicht irgendwelche Leitgedanken oder Leitideen in den Mittelpunkt gerückt werden, sondern Christus. Es ist deshalb durchaus sehr sachgemäß zu sagen: Mit dem Reformationsjubiläum feiern wir ein Christusfest!

2.3 Reformation und Gesellschaft

Nun feiern wir in diesem Jahr das Reformationsjubiläum nicht bloß als ein kirchliches Ereignis. Sehr früh wurde von staatlicher Seite der Weg dafür geöffnet, auch die kulturelle und gesellschaftliche Bedeutung der Reformation zu würdigen. Das ist nicht selbstverständlich. Darin zeigt sich unter anderem, dass in Deutschland Religion aus guten Gründen nicht als bloße Privatangelegenheit verstanden wird, sondern als öffentlicher Teil der gesellschaftlichen Wirklichkeit und Pluralität. In der Würdigung der Reformation ist zweifellos auch hier eine historisch diskursive Erinnerungskultur gefragt. Gesellschaftliche Entwicklungen sind vielfältig und komplex. Und so muss man sich mit Recht davor hüten zu sagen, die Reformation hat das moderne Freiheitsverständnis geprägt oder gar den Weg zur Demokratie geöffnet. Die Reformation hat mit dazu beigetragen, dass aus unserer Gesellschaft das geworden ist, was sie heute ist. Dazu gehört sicher, dass Bildung durch die Reformation noch einmal weiter aufgewertet wurde. Durch die Reformation wurde damit auch das gefördert, was ich eingangs als Merkmale moderner und postmoderner Gesellschaften beschrieben habe. Die Säkularisierung als solche ist geistesgeschichtlich betrachtet eine Befreiung aus religiöser Bevormundung. Sie hat ihre Wurzel in der Trennung des Politischen und des Religiösen. Die Individualisierung hat ihre Wurzel in der Stärkung des Individuums. Den einzelnen Menschen haben vor Luther auch die Mystik und der Humanismus in den Blick genommen. Luthers Berufung auf das Gewissen hat diese Linie verstärkt. Es wäre deshalb völlig unangemessen, Individualisierung und Säkularisierung aus kirchlicher Sicht grundsätzlich zu beklagen. Ich sage es mal so: Es kann nicht darum gehen, der postmodernen Gesellschaft mit Konzepten der Entsäkularisierung oder Entindividualisierung zu begegnen. Zu den Folgen der Reformation gehört selbstverständlich auch die konfessionelle Pluralisierung. Individualisierung und Pluralisierung sind im Grunde zwei Seiten einer Medaille. Die Erinnerung an die Reformation und ihre Folgen führt vor Augen, wie mühsam der Weg war, Pluralität auch politisch zu gestalten. Das friedliche Zusammenleben in konfessioneller und religiöser Pluralität musste erst mühsam errungen werden. Die Antwort auf Pluralität kann meines Erachtens keine Entpluralisierung im Sinn einer Einheitskultur sein. Dafür stehen auch die inhaltlichen Erkenntnisse der Reformation.

2.4 „Gott neu entdecken“ – theologische Orientierung

Die kirchliche Erinnerungskultur macht bewusst, was Martin Luther und mit ihm andere bewegt hat und was theologisch gedacht wurde. In der EKHN haben wir dieses Erinnern unter die Überschrift „Gott neu entdecken“ gestellt, und zwar im Wesentlichen aus zwei Gründen. Zum einen wird damit angezeigt, dass Luther für sich Gott neu entdeckt hat. Zum anderen benennt der Slogan, dass es im Glauben immer wieder darum geht, Gott neu zu entdecken – für das persönliche Leben und auch für Kirche und Gesellschaft. In vielen Veranstaltungen geschieht auch genau dies. Es wird über Luthers reformatorische Entdeckung nachgedacht und zugleich wird gefragt, was diese für uns heute bedeutet. Oft werden dabei – etwa in Predigtreihen – die vier „Soli“ der Reformation aufgegriffen: *sola gratia* – allein aus Gnade,

sola fide – allein durch den Glauben, *sola scriptura* – allein durch die Schrift und *solus Christus* – allein Christus. Das ist sehr angemessen.

Dieser Bericht ist nicht der Ort, um das alles umfassend zu behandeln. Allerdings möchte ich mit einer kleinen Skizze der reformatorischen Gedanken zeigen, wie orientierend diese auch heute sein können.

Wir wissen, wie sehr Martin Luther von dem Gedanken gequält war, dass er mit seinem Leben vor dem Maßstab der göttlichen Gerechtigkeit nicht bestehen kann und ihm deshalb ewige Höllenstrafen drohen. Im Studium der Bibel entdeckte er, dass er eine falsche Vorstellung von Gott und dessen Gerechtigkeit hat.⁴

Luther hat zunächst für sich entdeckt: Gott ist nicht so, wie er ihn sich vorgestellt hatte. Gott ist kein Gott, der will, dass Menschen in Angst und Unfreiheit leben. Gott will, dass Menschen im Vertrauen auf das, was Gott den Menschen schenkt, als freie, starke, verantwortungsbewusste Menschen leben. Oder anders gesagt: Der Mensch lebt nicht durch das, was er Gott darbringt, sondern durch das, was er von Gott empfängt. Die Reform seiner Kirche hat Luther angestrebt, weil er überzeugt war, dass dieses Evangelium in der Verkündigung und im Leben der Kirche zu seiner Zeit verdunkelt war oder keine Rolle mehr spielte. Insbesondere hat das damalige Ablasswesen dieses Verhältnis von Gott und Mensch, wie es in der Bibel bezeugt war, konterkariert.

Wenn heute manchmal im Blick auf diese Erkenntnis Luthers von einer Wiederentdeckung des Evangeliums gesprochen wird, so zeigt das zu Recht an, dass Luther nicht der erste war, der dies so gesehen hat. Er selbst gewann übrigens besondere Gewissheit, als er gleiche Gedanken bei Augustinus fand. Luther hat nach seiner Entdeckung dann viele theologische Fragen neu durchdacht. Das vierfache „Allein“ beschreibt, dass er dabei Abgrenzungen vollzogen hat. Ich versuche kurze Charakterisierungen.

⁴ In einem Lebensrückblick beschreibt er seine zentrale Erfahrung so: „Ich aber fühlte mich, obwohl ich ein untadeliges Leben führte, vor Gott als einen von Gewissensqualen verfolgten Sünder, und da ich nicht darauf vertrauen konnte, Gott durch meine Genugtuung versöhnt zu haben, liebte ich nicht, sondern ich hasste förmlich jene gerechte, die Sünder strafende Gottheit. [...] Bis nach tage- und nächtelangem Nachsinnen sich Gott meiner erbarmte, dass ich den inneren Zusammenhang der beiden Stellen wahrnahm: `Die Gerechtigkeit Gottes wird im Evangelium offenbart` und wiederum `Der Gerechte lebt durch seinen Glauben`. Da fing ich an, die Gerechtigkeit Gottes zu begreifen, kraft deren der Gerechte aus Gottes Gnade selig wird, nämlich durch den Glauben: dass die Gerechtigkeit Gottes, die durch das Evangelium offenbart werde, in dem passiven Sinn zu verstehen ist, dass Gott in seiner Barmherzigkeit uns durch den Glauben rechtfertigt, wie geschrieben steht: `Der Gerechte lebt aus Glauben.` Nun fühlte ich mich geradezu wie neugeboren und glaubte, durch weit geöffnete Tore in das Paradies eingetreten zu sein. Ich ging die Heilige Schrift durch, soweit ich sie im Gedächtnis hatte, und fand in anderen Wendungen den entsprechenden Sinn: so ist das `Werk Gottes` dasjenige, was Gott in uns wirkt, die `Stärke Gottes` das, wodurch er uns stark macht, und so ist die `Kraft Gottes`, das `Heil Gottes`, die `Ehre Gottes` aufzufassen.“ Martin Luther. *Ausgewählte Schriften*. Hg. Karl-Gerhard Steck. Frankfurt/M. 1983, 33-34.

Sola gratia – allein aus Gnade. Damit ist gesagt, dass alle Menschen aus Gottes Gnade heraus leben. Das Leben selbst ist schon Gnade. Niemand hat sich das eigene Leben erarbeitet oder verdient. Gerechtfertigt aus Gnade heißt dann auch zu erkennen, dass Menschen im Leben immer wieder aneinander schuldig werden – gewollt und ungewollt. Sie entsprechen damit nicht dem, was Gott mit dem Leben und mit seinen Geboten an guter Weisung und Orientierung gegeben hat. Menschen sind darauf angewiesen, dass Verfehlungen, Sünde und Schuld nicht aufgerechnet, sondern vergeben werden. Von Gott kommt die Botschaft, dass Menschen auf seine Gnade vertrauen dürfen.

Sola fide – allein aus Glauben. Der Glaube ist die Antwort des Menschen auf die Gnadenbotschaft Gottes. Der Glaube ist Vertrauen auf Gottes Gnade. Im Glauben auf Gottes Gnade zu vertrauen, bedeutet zugleich zu erkennen: Es gibt keine Werke, keine guten Taten, mit denen Menschen sich die Gnade Gottes verdienen können. Und es gibt auch keine schlechten Taten, mit denen Menschen unwiderruflich aus Gottes Gnade herausfallen könnten. Der Glaube als Antwort des Menschen ist im Kern Vertrauen auf Gottes Gnade. Dies bedeutet aber nicht, dass der Glaube folgenlos für das Leben der Menschen wäre. Werke des Glaubens werden jedoch nicht getan, um Gott Genüge zu tun oder zu gefallen. Sie geben Empfangenes weiter und wenden sich dem Nächsten zu.

Sola scriptura – allein die Schrift. Wenn der Mensch sich die Gnade Gottes nicht verdienen kann, dann kann auch der Glaube selbst kein Werk des Menschen sein. Glauben entsteht, so hat es Luther beschrieben, aus dem Hören auf Gottes Wort. „Gehört“ wird dieses Wort im Lesen der Heiligen Schrift, vor allem aber im Hören auf das weitergegebene, verkündigte Wort der Schrift. „Allein die Schrift“ besagt, dass in diesem Wort alles für den Menschen zum Heil Notwendige gesagt ist, nämlich die Botschaft von der Gnade und Liebe Gottes. Und dass Gott selbst durch seinen Geist beim Hören dieser Worte Glauben weckt und erhält. Damit ist ausdrücklich kein wortwörtliches Fürwahrhalten aller Inhalte der Heiligen Schrift gemeint. Abgewehrt wird damit auch, dass es zum Heil ergänzender menschlicher Traditionen und Auslegungen oder auch direkter persönlicher Offenbarungen bedarf.

Solus Christus – allein Christus. Die Konzentration auf Christus war für Luther außerordentlich wichtig. „Allein Christus“ war für ihn die Antwort auf die Frage: Wo erkenne ich, dass Gott ein gnädiger Gott ist? An und in Christus – in seinem Leben, in seinen Worten und Taten, in seinem Tod, in seiner Auferstehung und in seiner himmlischen Gegenwart – kann erkannt werden, dass Gott ein gnädiger Gott ist. Dies wird bezeugt im Alten und im Neuen Testament. Für Luther war klar, dass auch das Alte Testament den gnädigen Gott verkündigt und darin auch Christus bezeugt. Um das *Solus Christus* richtig einordnen zu können, ist es nötig, sich das klar zu machen: Für Luther ist der Glaube nicht eine einmalig gewonnene Erkenntnis oder eine am biblischen Zeugnis orientierte Weltanschauung. Der Glaube ist immer wieder Erfahrungen ausgesetzt, die an der Gnade und Güte Gottes zweifeln lassen. Das *Solus Christus* beschreibt, dass Gott als der gnädige Gott nicht über eine allgemeine Welt-erfahrung erkannt werden kann. Glauben ist immer neu existentielles Ringen. Der

Glaube ist im Grunde genommen permanent darauf angewiesen, „Gott neu zu entdecken“. Die Antwort darauf, wo und wie dies geschehen kann, heißt: Christus.

Wer sich dies so vor Augen führt, erkennt schnell, dass dieses vierfache Allein eben wirklich als *vierfaches* Allein verstanden werden muss. Es geht jeweils um spezifische Abgrenzungen, die dann gemeinsam eine Gesamtsicht auf das Verständnis des Evangeliums eröffnen.

Aus dem Verständnis, dass alle Menschen sich der Gnade Gottes verdanken, ergeben sich dann andere Grundgedanken der Reformation, die im kirchlichen Leben wirksam geworden sind. Weil der Glaube durch das Wort vermittelt wird, hat die Kommunikation dieses Wortes, an erster Stelle die Predigt, eine besondere Bedeutung bekommen. Weil alle Menschen in gleicher Weise auf Gottes Gnade angewiesen sind und allen Getauften in der Taufe die Verheißung von Gottes Gnade zuteilwird, deshalb kann es keinen besonderen geistlichen Stand geben, der über einen besonderen Habitus des Geistes verfügt. Es gilt das Priestertum aller Getauften. Alle sollen deshalb gebildet und befähigt sein, die Bibel zu lesen, um in geistlichen Fragen urteilen zu können. Das geistliche Amt ist ein Amt, zu dem die Gemeinde aufgrund bestimmter Fähigkeiten und Qualifikationen beruft. Weil der Glaube als Lebensantwort des Menschen verstanden wird, wird der Alltag, die Familie, der Beruf, das Gemeinwesen zum Ort, an dem der Glaube sich bewährt und bezeugt wird.

Weiteres ließe sich jetzt hier anfügen. Ich will es dabei bewenden lassen und in einem dritten und letzten Abschnitt beschreiben, welche Perspektiven sich daraus für uns als Kirche heute in unserer gesellschaftlichen Situation ergeben.

3 Perspektiven

3.1 Kirche - grundsätzlich

Eine Kirche, die sich von der Reformation her begreift, versteht sich als Kirche, die aus dem Wort Gottes heraus lebt, weil aus dem Wort Gottes heraus Glaube entsteht. Sie sieht deshalb in der Kommunikation des Evangeliums ihren Ursprung und ihren Auftrag. Kommunikation des Evangeliums heißt, die Botschaft von der Gnade Gottes, die sich in Christus erschließt und die allen Menschen gilt, in Wort und Tat zu bezeugen. Sie wird sich deshalb um eine gute Verkündigung dieses Wortes mühen – im Gottesdienst, im Unterricht, in der Seelsorge, in der Diakonie, im öffentlichen Diskurs. Sie sorgt sich darum, dass Menschen in persönlichen Lebenssituationen begleitet werden und dass sie in einer Gemeinschaft von Menschen Halt aneinander finden und miteinander den Glauben leben können. Weil ihre Botschaft eine Botschaft an und für alle Menschen ist, nimmt sie sich der Menschen an, die Hilfe und Unterstützung brauchen und sie sorgt sich um gute und gerechte Lebensverhältnisse für alle Menschen in dieser Welt. Diese Kirche weiß sich von Gott berufen und beansprucht, das Evangelium in dieser Welt zu bezeugen. Sie weiß aber auch um ihre Grenzen. Sie weiß vor allem, dass das Entscheidende, nämlich, dass

Menschen glauben, von ihr nicht machbar ist. Sie hält an ihrem Anspruch fest, dass das Evangelium allen Menschen gilt, egal, wie diese sich dazu verhalten. Sie ist und bleibt in diesem Sinn Volkskirche. Weil Kirche Menschen in ihrer Individualität akzeptiert und weiß, dass der Glauben nicht machbar ist, darf Kirche nicht auf eine Monopol- oder Machtstellung zielen. Aus innerer Überzeugung lebt und vertritt sie ihren Glauben in einer pluralen Gesellschaft als Option für ein sinnvolles und erfülltes Leben. Sie weiß dabei sehr wohl darum, dass es einer Kirche auch aufgegeben sein kann, in schwierigen Zeiten und unter schwierigen Bedingungen ihrem Auftrag treu zu bleiben.

3.2 Kirche – konkret

Wenn ich von diesen Gedanken aus unsere konkrete Lage – insbesondere in der EKHN – betrachte, dann sehe ich diese so: Wir werden kontinuierlich weniger. Dabei wirken sich die Kirchenaustritte aus, vor allem aber die demographische Entwicklung. Dies zeigt sich übrigens gut an der Mitgliederentwicklung in der Geschichte der EKHN. 1947 hatten wir 1,8 Millionen Kirchenmitglieder, die Zahl stieg an auf 2,4 Millionen im Jahr 1970. Heute haben wir 1,6 Millionen Kirchenmitglieder. Viele schauen mit Sorge auf diese Entwicklung, zumal sie begleitet ist von einem erlebten oder gefühlten Bedeutungsverlust. Manche reden sogar von einem Säkularisierungsschub. Immer wieder berichten Gemeinden davon, dass es zunehmend schwerer wird, die Menschen mit ihren individuellen Bedürfnissen zu erreichen. Viele klagen zudem über einen geringer werdenden Besuch in den normalen Sonntagsgottesdiensten. Es ist sicher wichtig, die eigene Arbeit kritisch zu reflektieren und darüber nachzudenken, was sich verbessern lässt. Trotzdem möchte ich – gerade angesichts der gesellschaftlich wirkenden Trends – davor warnen, dies als ein Ergebnis schlechter kirchlicher Arbeit zu verstehen. Was wir uns geistlich zu fragen haben, ist, ob wir mit unserer Arbeit dem Evangelium gerecht werden. Äußerer Erfolg und auch Misserfolg dürfen nicht geistliche Maßstäbe unserer Arbeit sein. Meines Erachtens geht es im Moment besonders darum, ein vertieftes geistliches Verständnis unserer Arbeit zu gewinnen.

Um das Evangelium in dieser komplexen und vielfältigen Welt zu kommunizieren, haben wir in der EKHN den Weg gewählt, ein starkes Netz von Ortsgemeinden, die in Dekanaten als Kirche in der Region miteinander verbunden sind, zu ergänzen mit unterstützenden funktionalen Diensten in der Gesamtkirche, die zugleich auch in eigenständiger Weise für Präsenz des Evangeliums über die Gemeinden hinaus verantwortlich sind. Dies nimmt auf, was ich im ersten Teil als zweite Position charakterisiert habe.

Meine Einschätzung lautet: Wir sind jetzt nicht an einem Punkt, wo wir diese Form, wie wir als EKHN organisiert sind, grundlegend in Frage stellen müssten. Wir werden als Kirche kleiner. Voraussichtlich werden wir auch zukünftig über eine geringere Finanzkraft verfügen. Darauf müssen und können wir uns einstellen. Wir kommen deshalb nicht umhin, immer wieder – wie wir das auch bereits tun – unsere Organisationsformen anzupassen. Wir werden eine kleinere Großkirche sein. Das muss uns

nicht schrecken. Das wird uns auch einiges abverlangen – vor allem bleibende Flexibilität und auch die Bereitschaft zu Veränderungen. Im geistlichen Sinn können wir aber auch wirklich mit Gelassenheit kleiner werden, solange wir uns an unserem Auftrag orientieren. Diese Grundorientierung am Auftrag, nämlich das Evangelium zu kommunizieren, ist für uns unaufgebbar. Die Form und auch die Organisationsform, in der wir das tun, sind veränderbar und wandelbar. Dies ist eine ganz wichtige Erkenntnis der Reformation. Es sollte uns auch von daher nicht mit Sorge erfüllen, dass wir kleiner werden. In Unruhe sollte uns allerdings immer die Frage halten, ob wir das Evangelium angemessen verkündigen und in dieser Gesellschaft präsent halten. Wenn es eine Krise unserer Kirche gibt, dann ist es die, dass manches mitunter losgelöst vom Ringen um diese Frage geschieht oder so erlebt wird. Unter dieser Gefahr stehen auch unsere Strukturdebatten.

Einige wenige Punkte mögen Ihnen den notwendigen Zusammenhang von Inhalten und Strukturfragen verdeutlichen. Ich sehe sie als zentrale Herausforderungen für die kommenden Jahre.

Um das Evangelium in dieser Welt überzeugender zu leben, ist es nötig, das Miteinander von Kirche und Diakonie zu stärken. Im Rahmen der nötigen funktionalen Differenzierung und Professionalisierung muss erkennbar sein, wie uns insbesondere die Menschen am Herzen liegen, die in Not sind oder an den Rand der Gesellschaft geraten sind.

Um das Evangelium in dieser Welt überzeugender präsent zu halten, ist es nötig, den Fragen der religiösen Sozialisation mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Je weniger selbstverständlich es ist, dass Eltern ihre Kinder in ihrer religiösen Entwicklung anregen und begleiten, umso wichtiger ist es, genau das zu thematisieren und Ideen und Rituale anzubieten. Unseren Kindertagesstätten kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, aber auch dem Religionsunterricht und der Konfirmandenarbeit und der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Nicht zu vergessen die Evangelische Hochschule, die junge Menschen für pädagogische Berufe qualifiziert, und die medialen Angebote, die das Evangelium in die säkulare Öffentlichkeit tragen.

Um das Evangelium in dieser Welt überzeugender präsent zu halten, ist es nötig, dass Gemeinden stärker und vernetzter miteinander arbeiten, und zwar, um mit den eigenen Kräften hauszuhalten und in einem solidarischen Miteinander die uns anvertrauten Gaben zu nutzen. Dabei geht es nicht darum, Mangel zu verwalten, sondern eine Haltung zu gewinnen, in der aus Überzeugung miteinander gearbeitet wird. Dazu gehört, die kirchlichen Berufe und das Zusammenspiel von Hauptamtlichkeit und Ehrenamtlichkeit im Sinne eines kooperativen Miteinanders zu fördern.

Um das Evangelium überzeugender als lebensorientierende Option präsent zu halten, ist es nötig, Pfarrerinnen und Pfarrer in ihrer Grundfunktion der öffentlichen Verkündigung des Evangeliums zu stärken. Damit meine ich nicht nur den Gottesdienst, sondern die ganze Bandbreite der Verkündigung von den Zeitungsandachten bis hin zur Präsenz in den sozialen Medien.

Eine besondere Herausforderung der nächsten Jahre wird es sein, sich mit der Digitalisierung auseinanderzusetzen. Das gilt in doppelter Hinsicht: Wer das Evangelium in dieser Welt präsent halten will, muss das natürlich auch mit den Möglichkeiten der digitalen Kommunikation tun. Wir müssen fragen, ob wir dies entschieden genug und auch mit den entsprechenden Ressourcen tun. Zugleich geht es aber auch darum, die gesellschaftlichen Entwicklungen durch die Digitalisierung konstruktiv-kritisch zu begleiten. Die Frage wird sein: Entstehen neue, letztlich menschenfeindliche Abhängigkeiten oder werden die Chancen der Digitalisierung so genutzt, dass diese Welt freier, sozialer und gerechter wird. Die Effekte der digitalen Transformation mit Stichworten wie Big Data, Künstliche Intelligenz und Robotik werden sich auch auf kirchliches Leben und Handeln auswirken. Die Frage heißt: Wie können wir diese Entwicklung menschen- und kirchengemäß gestalten?

Einen letzten Punkt möchte ich noch ansprechen. Wir sind uns sicher darin einig, dass wir als Kirche keine Organisation wie irgendeine vergleichbare sind. Aber als Kirche sind wir auch Organisation. Und das bedeutet auch: Wir haben und brauchen auf allen Ebenen eine gut funktionierende Verwaltung. Weil das auch immer wieder kritisch betrachtet wird, will ich daran erinnern: Verwaltung sichert Stabilität und ist ein wesentliches Instrument, um Kirche als solidarische Gemeinschaft zu leben. Verwaltung organisiert demokratische Entscheidungsprozesse. Dazu gehört auch die gemeinsame Leitung unserer Kirche durch Ehrenamtliche und Hauptamtliche. In reformatorischer Perspektive lässt sich sagen, dass damit das allgemeine Priestertum Leitungsprinzip unserer Kirche ist. Das gilt es, weiter zu pflegen und zu entwickeln – orientiert an dem gemeinsamen Ziel der Kommunikation des Evangeliums.

3.3 Ökumene und Religionen

Ich bin sehr froh darüber, dass es bisher gelungen ist, dieses fünfhundertste Gedenkjahr der Reformation ökumenisch zu gestalten. Der Reformationsgottesdienst mit Papst Franziskus im vergangenen Jahr in Lund, der Besuch einer Delegation des Rates der EKD im Februar bei Papst Franziskus, der Versöhnungsgottesdienst in Hildesheim am 6. März waren starke ökumenische Signale. Signale, dass wir als Konfessionen, die so in der Folge der Reformation, nebeneinander und oft auch gegeneinander standen, das Verbindende suchen. Es ist gut, dass mittlerweile gesagt werden kann: Uns verbindet mehr als uns trennt. Uns verbindet vor allem das Wissen darum, durch die Taufe mit Christus verbunden zu sein und so in Christus eins zu sein. Längst wurde festgehalten, dass die alten Lehrverurteilungen in Verständnis der Rechtfertigung heute nicht mehr zutreffend sind. Es ist mittlerweile auch deutlich, dass im Blick auf das unterschiedliche Verständnis der Gegenwart Christi im Abendmahl viel Übereinstimmendes gesagt werden kann. Die entscheidenden Unterschiede gibt es im Kirchenverständnis und dem damit eng verbundenen Amtsverständnis. In vielen Gesprächen ist erkennbar, dass Gemeinschaft miteinander, die auch die gemeinsame Feier des Abendmahles einschließt, nicht bedeutet, organisatorisch eine Kirche zu werden. Aus meiner Sicht braucht es eine Verständigung

darüber, ob aus katholischer Sicht auch ein Verständnis von Einheit in Verschiedenheit oder mit Unterschieden möglich ist. Und umgekehrt müssen wir als Evangelische sagen, was bei aller Verschiedenheit für uns Einheit bedeutet. Auf jeden Fall geht es darum, gerade in der Orientierung am *Solus Christus* der Reformation, die ökumenische Gemeinschaft zu pflegen und zu vertiefen.

Meines Erachtens öffnet das *Solus Christus* der Reformation auch einen guten Weg, das Verhältnis zu den Religionen zu bestimmen. Das mag zunächst als Widerspruch erscheinen. Ist es aber nicht. Es ist dann ein Widerspruch, wenn das *Solus Christus* als Exklusivformel verstanden wird, die alle anderen, die nicht an Christus glauben vom Heil ausschließt. Ein solch abgrenzendes Verständnis ist auch bei Luther erkennbar. Gleichwohl lässt sich gerade an dieser Stelle Luther auch mit Luther kritisieren. *Solus Christus* ist die Antwort für den Christenmenschen auf die Frage: Wo ist Gott? Und: Wo finde ich Heil? Wer so auf Christus schaut, erfährt aber auch: Gott will das Heil aller Menschen. Im Blick auf das Judentum lässt sich von Christus aus sagen: In ihm erkennt ein Christenmensch Gottes besonderen Weg mit seinem Volk. Insofern schließt das Bekenntnis zu Christus, so wie es in der Erweiterung unseres Grundartikels gesagt ist, das Bekenntnis zur bleibenden Erwählung Israels ein. Wie ist es aber im Blick auf die anderen Religionen? Von Christus aus lässt sich zumindest dies sagen: Gott will das Heil aller Menschen – auch derjenigen, die sich nicht zu Christus bekennen. Wie Gott dies macht und warum Gott den Religionen gewissermaßen das ihre lässt, können wir nicht sagen. Deshalb dürfen wir von Christus aus nicht sagen, dass der Weg der anderen Religionen ein Weg des Unheils ist. Insofern geht es darum, den eigenen Glauben an Christus zu leben und zu bezeugen – dazu gehört für mich, dass wir für Religionsfreiheit und ein friedliches Miteinander eintreten. Deshalb gehört es meines Erachtens zu den Grundherausforderungen einer Kirche in einer religiös pluralen Gesellschaft, den Dialog der Religionen zu suchen und zu fördern.

3.4 Kirche in der Gesellschaft

Was bringt eine Kirche, die das Evangelium lebt, in eine Gesellschaft ein? Manches habe ich bereits angedeutet. Zunächst ist noch einmal grundsätzlich zu sagen: Sie überlässt die Gesellschaft nicht sich selbst. Durch das Evangelium werden Menschen zum Leben gestärkt und auf den Weg der Sorge und Fürsorge füreinander gebracht. Dazu gehören auch die Lebensbedingungen. In diesem Sinn kann die Kirche gar nicht anders als auch politisch zu handeln. Zu den reformatorischen Grundgedanken gehört, dass politische Fragen nicht religiös entschieden werden. Klar war aber auch, dass diejenigen, die politisch zu entscheiden hatten, die Fürsten, immer an ihre Verantwortung vor Gott erinnert wurden. Wenn sich die Kirche in einem weltanschaulich neutralen Staat äußert, kann und darf sie nicht bei denjenigen, die politisch zu entscheiden haben, Glauben voraussetzen oder gar einfordern. Was die Kirche allerdings tun kann und auch tun muss, ist, ihre Sicht hörbar in der Gesellschaft zu vertreten. Sie kann damit zur politischen Urteilsbildung und zur Entscheidungsfindung beitragen.

Kirche und Diakonie tun sicher gut daran, sich nicht zu allen tagespolitischen Fragen zu äußern. Das tun sie manchen Unkenrufen zum Trotz auch nicht. Sie meldet sich dann zu Wort, wenn ihre Themen, ihr Handeln und ihre Kompetenz angesprochen sind. Kirche und Diakonie sind in diesem Sinne besonders gefordert, wenn es um grundsätzliche Fragen des Menschenbildes und des Lebens geht. Die Reformation hat die Grundaussage des Evangeliums fokussiert, dass alle Menschen nicht aus dem heraus leben, was sie sich selbst erarbeiten, sondern aus dem heraus, was sie empfangen. Das ist hier ein leitendes Prinzip. Kirche und Diakonie nehmen dabei die Welt als dem Menschen anvertraute Schöpfung mit ihren begrenzten Ressourcen in den Blick. Und sie fordern Teilhabegerechtigkeit für alle Menschen. Vor allem halten sie in einer leistungsorientierten Gesellschaft ein Menschenbild präsent, das die Würde und den Wert eines Menschen nicht über seine Leistungsfähigkeit und seine Leistungen definiert. Aus der Perspektive des Evangeliums wissen sich die Kirche und die Diakonie deshalb besonders den Schwachen verpflichtet. Sie treten allen denen entgegen, die in irgendeiner Form eine unterschiedliche Wertigkeit von Menschen aufgrund ihrer Abstammung, ihrer Herkunft, ihres Geschlechts, ihrer sexuellen Orientierung, ihres Glaubens oder ihrer Weltanschauung behaupten. Orientierung am Evangelium ist die Orientierung am Wohl aller Menschen und der permanente Widerspruch gegen die grundlegende Gefährdung des Menschen, der dazu neigt, die Welt über sich selbst und die eigenen Ansprüche und Vorstellungen in Abgrenzung gegen andere zu definieren. Diese Perspektive des Evangeliums ist eine weltweite Perspektive. Darin erscheint die Globalisierung als die große Herausforderung zu weltweiter Solidarität, Gerechtigkeit und Frieden.

Zurzeit erfüllt es viele Menschen in unserer Kirche mit großer Sorge, dass neue Formen des Nationalismus, die oft mit Diskriminierung und Rassismus einhergehen, offenbar politisch an Bedeutung gewinnen. Immer wieder erreichen die Kirchenleitung Fragen, wie sich unsere Kirche gegenüber der AfD positioniert. Grundsätzlich gilt: Jede Christin und jeder Christ ist persönlich gefordert, alle politischen Parteien zu prüfen, insbesondere darauf, ob Positionen vertreten werden, die dem Anspruch des Evangeliums entgegenstehen. Das ist zum Beispiel die Frage nach dem Menschenbild, wie ich es gerade beschrieben habe. Aus den Reihen der AfD sind immer wieder Positionen zu hören, die ich für unvereinbar mit dem christlichen Menschenbild halte. In der politischen Programmatik sind im gerade verabschiedeten Wahlkampfprogramm die Positionen gegenüber dem Islam aus christlicher, aber meines Erachtens auch aus verfassungsrechtlicher Sicht nicht vertretbar. Immer wieder wird gefragt: Wie ist mit AfD-Mitgliedern oder Unterstützerinnen und Unterstützern dieser Partei umzugehen, die hauptamtlich oder ehrenamtlich in der Kirche arbeiten? Unsere Linie heißt bisher: Selbstverständlich sind weder Arbeitsvertrag noch Kirchenmitgliedschaft an ein bestimmtes Parteibuch gebunden. Aber: Das Gespräch muss gesucht werden, wo christliche Grundorientierungen verletzt werden. Grenzen sind meines Erachtens deshalb dann zu ziehen, wenn solche Personen selbst aktiv menschenverachtend und diskriminierend reden oder sogar agieren.

Einen weiteren konkreten Punkt möchte ich anfügen, der ebenfalls vielen Menschen in unserer Kirche Sorgen macht – vor allem denen, die sich aktiv in der Hilfe für

Flüchtlinge engagieren. In der Angst, rechtspopulistische Kräfte könnten weiter gestärkt werden, sind restriktivere Tendenzen in der Flüchtlingspolitik zu erkennen. Ja, es ist nötig, Flüchtlingspolitik gut und verantwortlich zu gestalten, um Chaos zu vermeiden und die gesellschaftliche Integrationskraft nicht über ein vertretbares Maß hinaus zu strapazieren. Dazu ist es nach wie vor nötig, legale Zuwanderungsmöglichkeiten zu schaffen. Es ist nach wie vor nötig, die Flüchtlingsaufnahme in europäischer Kontrolle und Solidarität zu gestalten. Sehr schwierig ist es, wenn unter dem Druck des Nicht-Gelings einzelne Menschen und Menschengruppen leiden. Ich freue mich deshalb, dass diese Synode sich mit einer Resolution beschäftigen wird, die eine „Rückkehr zu einer konstruktiven Integration von Asylsuchenden“ verlangt. Zentrale Punkte dieser Resolution sind die Forderung, Abschiebungen nach Afghanistan zu beenden und Familienzusammenführung zu ermöglichen. Völlig inakzeptabel sind Glaubensprüfungen seitens der staatlichen Behörden bei Asylbewerberinnen und Asylbewerbern, die sich hier haben taufen lassen. Ich danke allen, die sich in unseren Gemeinden und Einrichtungen nach wie vor in der Flüchtlingshilfe engagieren. Und ich danke besonders auch denen, die in begrenzten Ausnahmefällen – und es sind wirklich nur solche – den schwierigen Weg eines Kirchenasyls gehen.

Vielleicht ist es in diesem Jubiläumsjahr der Reformation unser besonderer Auftrag, in einer „nervösen“ Gesellschaft die Kraft des Gottvertrauens zu bezeugen, das sich nicht in Angst und Schrecken versetzen lässt und den Blick für Respekt und ein gutes Miteinander wahrt.

Sehr geehrte Synode, liebe Schwestern und Brüder, ich danke Ihnen sehr für Ihre Aufmerksamkeit für den diesjährigen Bericht.

Ich bin überzeugt: Das Reformationsjubiläum 2017 ist nicht die letzte große Party des reformatorischen Protestantismus, der dann der Abgesang folgt, wie manche meinen. Der Grund: Weil gilt, was Martin Luther so gesagt hat: „Wir sind es doch nicht, die da die Kirche erhalten könnten. Unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen. Unsere Nachkommen werden´s auch nicht sein: sondern, der ist´s gewesen, ist´s noch und wird´s sein, der da sagt: ´Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.´ (Mt 28,20)“.⁵

⁵ WA 50,476.